

Nr. 297. Bromberg, den 29. Dezember 1933

Winke, bunter Wimpel ..!

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von Alfred Karrasch.

(23. Fortsetzung.) ———

Also diese Station ist erreicht.

Das sind nur wenige Wochen seit seiner Flucht aus Nidden, daß ihn jetzt das Heimweh gepackt hat. Mit aller Kraft. Das Heimweh faßt umso stärker zu, je stärker der Mann ist. Wir aber wissen, der Christup ist stark.

Mit einemmal brach es aus. Mit einemmal hat es ihn angesprungen.

Noch vier Tage bis Newyork. Wenn der Kasten so weiterschleicht, wer kann wissen, noch länger, noch eine Woche.

Der Christup steht auf der Kommandobrücke. Er ist ganz allein. Das bißchen Ruder halten auf Kurs kann einer allein. Der zweite Mann ist in die Back gegangen, da was zu schreiben, Briefe, an seinen Sachen herumzuflicken.

Es ist gegen Abend. Im Westen senkt sich die Sonne. Das Schiff hält Kurs in den feuerzuckenden Ball der Sonne hinein.

Das Meer glänzt metallisch. Die Schraube schlägt. Ein farbenbrodelnder Streif zieht sich das Kielwasser hinter dem Schiff. Wie ein großartiger Feiertag in Licht und Herrlichkeit liegt es über dem Wasser.

Der Christup hält das Steuer. Immer noch Kurs halten nach West, immer noch, immer noch. Die Maschinen stampfen . . . immer noch, immer noch. Und das ist jetzt die Stunde, da liegen die bunten Feuer auch über dem Haff. Da geht das herrliche Leuchten über die Düne. Da stecken bald drüben auf der Festlandsseite die Baken ihr Licht an. Da sitzt ihr vor dem Hause in Frieden . . .

Nein, nicht in Frieden. Ich hab' euch den Frieden genommen. Was hab' ich euch alles genommen. Was hab' ich getan. Da sitzt ihr und wartet auf mich jede Stunde... und ich . . . In dumpfen Schlägen geht das Maschinengestampf. Und immer noch die Maschinen, nach West, immer noch, immer noch, weiter von euch . . .

Aber wart nur, Marucke, nun dauert das nicht mehr lange . . . noch ein paar Wochen, dann bin ich wieder zurück. Dir werde ich alles sagen, du wirst mir vergeben. Ich war verrückt, toll, ganz von Sinnen, aber du wirst mir vergeben, und alles wird zwischen uns wieder wie neu sein.

Er steht am Steuer und hält das Steuer. Die Maschinen stampfen und dröhnen. Ich muß nach Haus . . . und immer noch diese verdammten Maschinen . . .

Wie lange noch . . .? Vor drei, vier Wochen kann ich nicht zu Haus sein . . . Noch diese Zeit... noch so lange... aber dann... dann...

Dow, was hab' ich an dir getan... was hab' ich tun wollen .. Aber dann komm' ich, dann geh' ich nie wieder fort . . . Nein, Dowchen, nie wieder . . Dann bleibe ich bei dir, dann werd' ich dich in den Arm nehmen und dir wieder erzählen... was du willst, von der Südsee . . . Ja, und auch eins, das du immer gern hören wolltest . . . Ja, auch das werde ich dir dann erzählen, denkt er mit Erschütterung... Daß die Meere der Welt schön sind . . . herrlich die große Freiheit . . . Daß aber ein Wasser am schönsten ist, am allerschönsten auf dieser Welt, und ein Land, eine Düne, ein Dorf . . .

Dow, das wird sein, wenn ich dich wiederhabe . . . Aber wann wird das sein . . . Diese Qual, noch Wochen und Wochen . . . Und hör doch, Dow, jetzt kann ich doch nicht zurück, denn immer noch diese verdammten Maschinen . . .

Plötzlich fällt es ihn wieder an. Er wird unruhig, ich bin hier gefangen... Er läßt das Rad los... lauf, verdammter Kasten, wohin du willst . . . Er rennt auf und ab . . . und immer diese Maschinen, die stampfen... Immer noch weiter. Immer noch nicht zurück. Ich bin ja gefangen, ich kann ja nicht kommen. Dow, Marucke, ich kann ja nicht kommen. Immer noch diese Maschinen, dieses Gestampfe, Tag und Nacht, Tag und Nacht... dies verfluchte Stampfen, keinen Augenblick geben sie Ruhe . . . Immer noch weg von euch, Marucke und Dow, immer noch weiter, Tag und Nacht, Tag und Nacht, immer dies Stampfen, immer dieses verfluchte Stampfen.

Er ist plötzlich von Sinnen. Es hat ihn wieder genommen. Ja, ich hasse diese Maschinen. Ich selbst war ein Lump, aber ich hasse auch diese Maschinen. Das ist hier alles so verschworen gegen mich, das Weib, der Kapitän, die Maschinen . . .

Er stellt sich wieder zum Rad. Er krampft die Hände ums Rad . . . Verfluchte Maschinen, ich kann das nicht hören . . . Hör doch, wie sie stampfen und stapfen. Immer noch weiter von euch, wie zum Hohn... Hör doch bloß einer, Tag und Nacht, wie sie schlagen und stampfen und klopfen. Sie sollen Ruhe geben . . . Ruhe . . . endlich Ruhe geben . . . Nur einen Augenblick, daß man aufatmen kann...

Es braust um ihn. Rotes Licht tanzt vor seinen Augen. Er ist wie im Fieber . . . Diese verfluchten Maschinen, und ich bin doch stärker als ihr . . . Er weiß nicht mehr, was er tut . . . Sie sollen einmal aufhören, Ruhe geben . . . „Stoop...!!" brüllt er ins Sprachrohr. . . „Stooop!!"

Mit einem Ruck stehen die Maschinen Sooo . . . das ist schön . . . Die große Stille tönt um ihn . . . Er steht da, lehnt sich ans Rad, fährt sich über die Stirn . . . diese Stille . . . das ist schön, das ist schön . . .

Was ist passiert? Die Maschinen stehen?! Was ist passiert?! Die Mannschaft kommt an Deck, schießt aus den Luken herauf. Sie jagen zum Steuerhaus: „Was ist los . . .?"

Sie weichen zurück vor dem Christup. Der steht da, lächelt, nickt: „Es geht gleich weiter . . . nur einmal... nur einmal... wollte ich wieder die Stille hören."

Die Maschinen stehen, warum . . .?! Der Alte kommt an Deck, will zum Steuerhaus. Der Erste Steuermann tritt ihm in den Weg: „Auf ein Wort, Kapitän . . ."

Er sagt dem Kapitän Bescheid, zuckt die Achseln: „Der Mann ist krank. Der Mann muß ins Lazarett . . .!"

„Ins was . . .?" Der Kapitän rast vor Wut. „Der tolle Hund. Läßt stoppen, daß mir noch der Rest der Welle wegspringt. Der tolle Hund . . ." Er will zur Kommandobrücke. Der Erste Steuermann stellt sich ihm noch einmal in den Weg. Der Kapitän stößt ihn weg... „Der tolle

Hund... daß mir noch der Rest von der Welle wegspringt...“ Er klettert die Stiege zur Kommandobrücke empor.

Die andern stehen unten, sehen sich an, horchen. Die hören ein wüstes Geschimpfe des Kapitäns... Der andre gibt keine Antwort. Nun fängt der Kapitän noch einmal an... er soll doch den Mann zufrieden lassen, sonst gibt das noch ein Unglück... Da hören sie einen dumpfen Schlag, dann wird es still.

Sie stehen noch unten und starren hinauf. Dann sagt der Erste Steuermann: „Jungens, dann hilft das nichts. Wir gönnen es wohl dem Satan. Aber nun müssen wir nach dem Rechten sehen . . .“

Fünf, sechs Mann stürmen hinauf. Da steht der Christup Peleikis, hoch aufgerichtet, vor ihm liegt der Kapitän. Blut rieselt ihm von der Schläfe. Er ist bewußtlos. Der Riese, der Christup, hat nur einmal zugeschlagen.

„Gibst du Ruhe gegen uns, Christup . . .?“

Der nickt.

Sie tragen den Kapitän behutsam in seine Kajüte. Sie betten ihn da. Er wacht auf, sieht sich um. Er richtet sich auf, besinnt sich, dann fängt er zu toben an: „In Ketten . . . schließt den Hund krumm... Rebellion auf hoher See . . . Meuterei . . .“ Die Männer stehen herum und starren... „Rebelliert ihr auch? In Ketten, sag' ich, den Hund. Wollt ihr! Nicht? Ich stelle euch alle vors Seegericht . . .!“

Der Erste Steuermann kehrt sich ab. Er sagt zu den andern: „Das ist nun Befehl des Kapitäns. Kommt, Jungens!“

Zwei Tage später machen sie fest. Die Polizei kommt an Bord. Der Kapitän führt sie selbst zu der Segelkammer, in der Christup Peleikis gefangen sitzt.

*

Das Schicksal des Christup fängt, wie man sieht, an, wunderliche Wege zu gehen. Aber das ist nicht, daß nachher, später, die Erfindung der Menschen etwas dazusetzte. Sondern es ist so gewesen. Der Christup ist diese Wege gegangen. Geduldig. Er wußte, was er begangen hatte. Er wußte, daß es eine Todsünde war. Er war immer bereit, für das, was er Maruck und Dow angetan hatte, zu büßen.

Die nächste Station des Christup Peleikis war das Seegericht. Das ging ganz schnell. Sechs Monate waren das Urteil.

Sechs Monate. Sie haben ihn gut behandelt, den Riesen. Denn er war zahm und still, ist die ganze Zeit wie ein Kranker, wie ein Träumer gewesen. Dann ist die Zeit um, er wird entlassen.

Er steht entlassen draußen am Tor. Wieviel Geld hab' ich in der Tasche? Fünf Dollar zehn, ausbezahlt für Gefängnisarbeit in dieser Zeit. Nein, das reicht nicht zur Überfahrt. Ein Lächeln steht auf seinem Gesicht, das hager und blaß geworden ist: nein, da werd' ich mir wohl etwas dazu verdienen müssen.

Er macht die ersten Schritte. Wohin...? Wenigstens das ist gut, daß ich mein Ziel weiß. Zum Hafen, zum Hafen... nach einem Schiff sehen, das mich nach Deutschland bringt. Zurück zu euch.

Er geht durch die Stadt mit ihrem Getobe, das brandet und jagt und braust. Großartige Geschäfte, lockende Läden, Pracht... Geht mich alles nichts an, ich gehör' nicht dazu, ich hab' mit alledem nichts zu schaffen. Etwas wie ein stilles Glück ist in ihm: ich weiß meinen Weg, der geht ganz gradeaus, nur zu einem Ziel, ja, das kenn' ich. Ja, Marucke und Dow, jetzt komm' ich, endlich komm' ich zu euch...

Er geht und geht. Er fühlt, wie schwach er geworden ist in der Zeit, wie elend ihn der Menschenkäfig gemacht hat . . . Jetzt grade kommt nun noch dies große Arbeitsstück, für die Heimfahrt zu verdienen . . . Aber ich komme, Marucke und Dow, keine Arbeit ist mir zu schwer, ich komme, da könnt ihr euch drauf verlassen. Nun werde ich zupacken. Er strafft sich. Was habe ich noch für Kraft... Ja, was verspür' ich noch für Kraft, das wird schnell gehen, nun werde ich arbeiten, nun komme ich bald . . .

Er geht und geht. Er muß nun schon in der Nähe des Hafens sein. Läden mit Tauwerk und Schiffsgerät, Wagen und Frachten und vielerlei Schiffsvolk. Jaa... er wittert den Hafengeruch, dieses Durcheinander von Dünsten aus brackigem Hafenwasser und Farbe und Teer. Zwischen Straßendurchsichten sieht er Dampf sich heben und die ersten Kreuze von Masten . . . Er geht schneller, beschwingter. Alle Schwäche und alle Müdigkeit sind vergessen. Noch ein Stück, noch ein Stück... Da ist der Hafen mit seinen Schiffen. Dampf zischt und Flaggen flattern. Rahen breiten sich, Segel hängen gebläht, und das Wasser des Hudson treibt trübe vorüber, Boote und Barkassen tanzen auf ihm. Das Wasser klatscht schwer gegen die schwarzen riesigen Steuer der Dampfer und spiegelt sich mit sonnetanzenden Kringeln in den weitausladenden Hecks der Schiffe.

Er steht und sieht, wie in Andacht. In ihm ist fast schon ein Gefühl des Geborgenseins. Wasser, Hafen, Schiffe, dieser Dunst . . . Und das ist nun auch die Straße, ihr Anfang, die wieder zu dir führt, Marucke, und zum Dow und zum Mik und zum Boot und zum Dorf und zur Düne und zu allem, zu allem, was dort ist, was — ja, was Heimat ist . . . Er nickt vor sich hin und über das Wasser, zu den Schiffen . . . Wie großartig ist doch dein Abenteuer zu Ende gegangen, Christup... Hattest Sehnsucht nach der Welt, und nun stehst du hier und in deinem Herzen ist nur eine Sehnsucht . . . Warum bist du, Christup Peleikis, erst diesen weiten Weg zu dieser Sehnsucht gegangen . . . Aber du bist ihn gegangen und nun muß alles so sein.

Ein Schiff löst sich vom Pier, gleitet hinaus. Es zieht in den Sonnendunst . . . Ja, dort drüben muß die See sein . . . Wie leicht das Schiff gleitet, es geht nach Europa, nach Deutschland. Wie leicht doch solches Fahren in die Heimat ist . . .

Ja, Dow und Marucke, nun komme ich bald. Denn ich seh' das, es ist ja ganz leicht, zu kommen . . .

*

Es kam anders, als sich das der Christup mit dem raschen Geldverdienen für die Überfahrt dachte. Ein riesiges Überangebot von Hafenarbeitskräften lag wohl damals auch grade vor. Jedenfalls glückte es dem Christup durchaus nicht, etwas an Arbeit zu finden. Vielleicht hätte er auf dem Lande noch mehr Aussicht gehabt. Aber anderseits war es ihm ja wohl nicht übelzunehmen, daß er am Hafen bleiben wollte, am Wasser, das doch schließlich sein Element war. So blieb er am Hafen, in der Furcht, nur ja nicht das Schiff zu verpassen, das doch vielleicht für ihn zur Rückfahrt in die Heimat bestimmt sein konnte . . .

Mit einer lohnenden Arbeit war es da nichts. Nur selten, daß auf das Angebot des Christup sich mal einer den Riesen fast mitleidig betrachtete und sagte: „Ja, kannst schließlich mal bei uns zupacken.“ Dann allerdings schleppte der Christup Lasten, daß die Menschen über Leistung und Kraft staunen mußten.

Doch das war so nicht jeden Tag. Nur wenig Dollar kamen zusammen. Schließlich muß der Mensch auch essen und leben. Da ging trotz allem Knausern das bißchen Geld drauf. Am Ende wird dann beim Christup das Ergebnis ein ziemlich verzweifeltes Rechnen gewesen sein, mit der Erkenntnis, mit dem Ergebnis, so käme er nie zu der Überfahrt.

Aber stolz war und blieb trotz allem der Christup. Ja, vor die Hunde gehen, das konnte er. Aber nach Hause schreiben, um Geld betteln, sich geschlagen bekennen, nein, das war dem Christup nicht mitgegeben. Er hatte sich das so gedacht: Er verdient sich das Geld zur Überfahrt und den Betrag, den er noch zur Reise in Deutschland braucht. Auch noch einen gewissen Betrag für Kleidung. Dann hätte er nicht wie ein Bettler dort in Nidden anzukommen brauchen. Nun es damit aber nichts wurde, kam er auf den andern Gedanken, der schon eine Stufe tiefer lag: er wollte auf einem Schiff die Überfahrt abarbeiten, als Kohlentrimmer, als Matrose, als sonstwas. In Deutschland wollte er dann nach Hause wandern . . .

Auch damit wurde es nichts. Kein Schiff, das ihn mitnehmen wollte. Er lungerte im Hafen herum und wartete auf alle Schiffe, die einkamen, war gleich da und fragte um Arbeit nach. Keines, das ihn brauchen konnte. Die Zeit verging, sein letztes Geld war verbraucht. Er hatte am Ende nicht mehr die paar Pfennige für eine Penne. Er hauste am Hafen herum, hatte Hunger . . . Immer und überall fragte er nach. Ohne Erfolg.

Die Nächte sind wohl am schlimmsten gewesen. Wie ein räudiger Hund hat die der Christup verkauert. Kaum, daß die Morgensonne sich hob, begann wieder seine Wanderung zu den Schiffen. Immer nichts. Und das schien doch wieder alles so einfach, man brauchte fast nur die Hand auszu-

strecken... Dort drüben, hinter dem Wasser lag alles, was jetzt wieder längst seine Seligkeit ausmachte... das Dorf... die Düne... da war sein Haus, sein Boot, waren Marucke und Dow...

(Fortsetzung folgt.)

Wer schaffet Orgelbauten...

Eine alte deutsche Kunst. — Wo steht die schönste Orgel der Welt? — Siebentausend Pfeifen reisen über den Ozean.

Von Dr. L. H. Achtermann.

Wenn von der Orgelempore herab die ehrwürdigen Weihnachtschoräle über die andächtige Menge dahinbrausen, wird mancher Blick, mancher Gedanke zu der Königin der Instrumente hinüberflattern, die so hoch über dem Alltag steht, daß in dem Gegenwartsmenschen wohl nur selten Fragen nach dem Ursprung, der Vergangenheit, dem Wirken und dem Bau solcher Meisterwerke auftauchen, Fragen, die sich bei den von dieser Klangfülle verschönten Feiern mit Eindringlichkeit zum Worte melden.

Dem Liederkundigen sagt es das schöne Gesellenlied der wandernden Instrumentenbauer, daß die Orgel eine ehrwürdige Vergangenheit besitzt. Und der Wißbegierige, der nach genauer Kenntnis forscht, erfährt, daß bei diesen Meisterwerken frommer Kunst die alte heidnische Pansflöte Pate gestanden hat, jene einfache Schalmei, die auch uns Heutigen noch als der Inbegriff aller Harmonie in der Natur gilt. Zuerst war es eine Wasserorgel, die in den Klöstern Europas im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Ohr und Gemüt der Gläubigen erquickte. Dann kamen die Register auf. Allmählich nahmen sie an Zahl dermaßen zu, daß sie mit den Fäusten geschlagen werden mußten. Es wurde erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert anders. Nunmehr ermöglichte die Mechanik ein fließendes Orgelspiel. Spätere Verbesserungen verdankt die Kunst der Pneumatik und dem Elektromagnetismus.

Die größte und herrlichste Orgel der Welt besitzt der Passauer Dom. Dieses Instrument hat 208 Register und 17 000 Pfeifen. Ihr folgt die Breslauer Orgel, die im Jahre 1913 gebaut wurde und 15 133 Pfeifen aufweist.

Und wie entsteht ein solches Rieseninstrument?

Da muß zuerst ein genauer Plan aufgestellt werden. Denn die Orgel beansprucht viel Platz, an dem es in alten Kirchen häufig mangelt. Und sie darf auch nicht derart angelegt werden, daß sie nachher das ganze Gotteshaus verfinstert. Um auf diesen Umstand Rücksicht zu nehmen, hat man nicht selten die Instrumente in zwei oder drei Teilen aufbauen müssen. Und bei neuerrichteten Kirchen ist es erforderlich, daß der Architekt die Anlage der Orgel berücksichtigt. Dem Bau des Instrumentes geht daher die Aufstellung eines genauen Planes voran. Und dann sind auch für die größeren Bestandteile genaue Zeichnungen anzufertigen. Das alles wandert in die Werkstätten hinaus, wo die Glieder der Orgel das Licht der Welt erblicken.

Da ist zunächst die Werkstätte, in der die Metallpfeifen hergestellt werden. Eine Zinnlegierung wird in großen Öfen geschmolzen und dann in Platten gegossen. Diese biegt man über Eisenrohre und lötet sie zusammen. Aus diesen Zinnröhren gehen im Zusammenspiel geübter Hände die Pfeifen hervor. Durch ihren Fuß, der auf der Windlade steht, strömt die Luft ein. Aber das Metall erklingt erst dann, wenn die Pfeife mit Ober- und Unterlippe versehen ist und wenn der kunstreiche Facharbeiter dazwischen den Aufschnitt, ferner die Kernspalte angebracht hat.

Und wovon hängen Höhe und Farbe des Tones ab, den die Pfeife erzeugt? Von ihrer Länge und Dicke und deren Verhältnis zueinander, von der Breite der Lippen und des Mundes, von der Stärke des eindringenden Luftstromes und von vielen anderen Ursachen. Es gibt offene und gedeckte Pfeifen. Die Körper der letztgenannten Art erklingen in einem dumpfen Ton, der überdies eine Oktave tiefer ist. Nicht alle Pfeifen bestehen aus Metall. Einige sind aus Holz hergestellt, einem Stoff, der ihnen einen weichen und dunklen Klang verleiht. Überhaupt ist die Mannigfaltigkeit der Klangfarben ungemein groß. Selbst wenn eine Orgel mehrere tausend Pfeifen besitzt, ist der Ton bei ihnen allen verschieden. Der eine klingt wie Trompetenschall, der andere gemahnt an das Horn, auch die feinsten Abarten der Instrumente lassen sich heraushören.

Eine peinlich genaue Ordnung herrscht unter den Tausenden von Pfeifen, die sich zum kunstreichen Bau der Orgel zusammenfügen. Der Kenner, der Fachmann weiß sie alle voneinander zu unterscheiden und vermag sofort jede herauszugreifen, die etwa durch einen Mißton die Harmonie stören sollte. Es gehört ein überaus empfindsames Ohr dazu, die Pfeifen zu stimmen. Der Ton darf weder zu hart noch zu weich sein. Er muß präzise ansprechen. Solches Intonieren geschieht durch Verstellen eines Schlitzes oder durch Verschieben eines Deckels. Bei einer Temperatur von zwölf Grad Celsius wird der Pariser Kammerton, der in der Sekunde 435 Doppelschwingungen macht, durch eine Stimmgabel ermittelt und dem Klange der Pfeifen zu Grunde gelegt. Den tiefsten Ton erzeugt die größte Pfeife. Und nach den untersten richten sich die anderen Pfeifen, die immer kleiner werden, aber ihre Form unverändert beibehalten. Gewöhnlich vereinigen sich 56 Töne, die sich über mehrere Tonleitern erstrecken und von Pfeifen derselben Form erzeugt werden, zu einem Register.

Die Meister, die in besonderen Räumen die Pfeifen intonieren, haben sich durch die jahrelange Übung ein überaus feines Ohr erworben. Und noch immer geht man bei den Orgelbauern vergangener Jahrhunderte in die Schule, indem man die aus dem Mittelalter stammenden Instrumente nach neuen Pfeifenarten durchforscht, die dann in den Werken der Gegenwart ihre Wiedergeburt erleben. Deutsche Orgeln gehen in alle Welt hinaus. So weiß W. Albrecht in der „Technik für alle" von einem mächtigen Instrument zu berichten, das — in Deutschland hergestellt — für eine irische Gemeinde in Argentinien bestimmt war und nun mit seinen 7000 Pfeifen die Reise über das große Wasser antreten mußte, die einzelnen Teile sorgfältig in wasserdichte Kisten verpackt und von sachverständigen Arbeitern begleitet, denen dann im fremden Lande in wochenlangem Bemühen die Aufstellung des Meisterwerkes obliegt.

Der Schrecken von Indiana.

Der kugelfeste Bandit. — 10 000 Dollar Kopfpreis. — Sechzehn Polizisten umstellen das Wild und fassen es nicht.

Von Kurt Ellern.

Man kann es mit dem besten Willen nicht behaupten, daß die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten übermäßig sicherer geworden sind, nachdem man einen Al Capone schließlich doch hinter Schloß und Riegel bekommen hat. Wenn auch der Prohibition das Todesurteil gesprochen wurde, wenn die Zeitungen auch nicht mehr spaltenlang über Straßenkämpfe zwischen Gangsterbanden innerhalb Chicagos berichten, deshalb ist das fröhliche Räuberleben im Lande der Freiheit und des Dollars noch lange nicht tot.

Ein neuer Stern geht jetzt am amerikanischen Verbrecherhimmel auf, und wenn er gegen einen Al Capone vorläufig auch nur ein „kleiner Mann" ist, so reichen seine Taten doch vollkommen aus, um einen ganzen Staat in Atem zu halten. John Dillinger nennen sie jetzt bereits den „Schrecken von Indiana". Er hat sich aber auch in kürzester Frist eine derartige umfang- und abwechselungsreiche Serie von Kapitalverbrechen geleistet, daß die allgemeine Aufregung um ihn durchaus verständlich ist.

1932 wurde Dillinger aus dem Staatszuchthaus von Indiana entlassen, nachdem er neun Jahre wegen eines Raubüberfalls abgebüßt hatte. Er wechselte nach Ohio hinüber und verlegte sich dort auf Bankraub. Man faßte ihn bald, aber nicht minder schnell entkam er wieder aus dem Gefängnis, in dem man ihn sonst sicherlich eine geraume Frist behalten hätte. Nach dieser Erfahrung wandte er sich wieder dem vertrauten Boden Indianas zu. Bald hatte er eine Bande um sich versammelt, vor der heute das gesamte nördliche und mittlere Indiana zittert. Der „Dillinger-Gang" verübt seine Räubereien fast wie am laufenden Band, so daß die Polizei sie kaum noch zu verzeichnen vermag.

Man ließ nichts unversucht, den gefährlichen Banditen dingfest zu machen. Zehntausend Dollar wurden als Kopfpreis auf ihn ausgesetzt, aber es scheint niemand die

rechte Lust zu haben, sich dieses Geld zu verdienen. Oft genug kam er den Policemen vor die Pistolenläufe, aber geschadet hat es ihm nie. Er ist kugelfest oder — besser gesagt — sein Auto, mit dem er bislang noch immer entschlüpfte.

Schließlich schien der Polizei das Glück zu lächeln. Sie erfuhr, daß Dillinger in Chicago einen Arzt auf dem Irving Park Boulevard aufsuchen wollte, sie erfuhr sogar den Tag und die Stunde, wann dies vor sich gehen sollte. Die Staatspolizei von Indiana bat unverzüglich die Chicagoer Polizei um Hilfe, und so lauerten dem Gangster nicht weniger als sechzehn Polizisten mit vier Streifenwagen auf.

Was nun kommt, ist einigermaßen dunkel und wirft auf die Umsicht und die Tapferkeit der kleinen Polizeiarmee keinesfalls das allerbeste Licht. Dillinger erschien pünktlich und programmgemäß in seinem Auto, von seiner derzeitigen Freundin und von seinem Adjutanten, der das in dem Wagen eingebaute Maschinengewehr zu bedienen hat, begleitet und parkte. Dann schritt er allein über den Fahrdamm und verschwand in dem Hause des Arztes, ohne daß jemand von dem Belagerungskorps ihn daran zu hindern suchte.

Die Polizei hatte auch nichts dawider, daß Dillinger, als er aus dem Haus wieder herauskam, in sein Auto stieg. Erst als er abfuhr, versuchte man ihn zu greifen. Und das war natürlich falsch. Dillingers schwerer Wagen schoß über den Bürgersteig, an dem Streifenauto vorbei, das ihm den Weg verlegen wollte, und bei der nun einsetzenden wilden Jagd hinderten sich die vier Polizeiautomobile gegenseitig mehr, als sie dem Verfolgten schadeten.

Außerdem begann das Maschinengewehr in dem Gangsterauto alsbald zu hämmern. Dem ersten Polizeiwagen wurden die Pneus zerfetzt, in dem zweiten gab es einige Verletzte, und so wurde die Verfolgung sehr schnell wieder eingestellt. Dillinger war verschwunden und mit ihm die Hoffnung auf die zehntausend Dollar, die man sich mit seiner Ergreifung hätte verdienen können.

Zwei verwegene Banküberfälle, die sich bereits am nächsten Tage in Indiana ereigneten, schiebt man auf Dillingers Konto und hat damit vermutlich nicht so unrecht. Die Polizei wird jedenfalls lange warten können, bis sich ihr wieder einmal eine derart günstige Gelegenheit bietet, dem Banditen eine Falle zu stellen.

Das Gangsterunwesen in und um Chicago wird durch John Dillingers erfolgreiches „Wirken" sicher einen neuen Auftrieb erhalten. Was dem einen geglückt ist, wird andere Verbrechernaturen kaum schlafen lassen. Vielleicht geht Chicago neuen herrlichen Zeiten entgegen wie einst unter Al Scarface Capone — — —

Für Volk und Staat!

Weisheit der alten Danziger als Geleitworte in unserer Zeit.

dp. In dem stolzen, ältesten Danziger Rathause, in dem von den Vätern der Hansestadt die Beschlüsse gefaßt wurden, die Danzig seine blühende Entwicklung brachten, finden wir den Zielspruch an der Tür zum Roten Saale: Laßt uns kämpfen für Gesetz und Volk! Wie die alten Danziger Stadtväter es liebten, durch Inschriften in und an den öffentlichen Gebäuden der Stadt den Bürgern ständig ihre Pflichten gegenüber dem Staat und Volk in Erinnerung zu bringen. Die Krönung dieser Pflichten im Staat prägte die Weisheit in den Spruch „Nec Temere — Nec Timide", frei übersetzt: „Weder unbesonnen noch furchtsam". Diese Worte wurden später zum Danziger Wappenspruch und sind weit über Danzigs Grenzen hinaus bekannt und oft als Leitspruch verwendet worden.

„Wenn wir uns entzweien, werden wir zerbrochen" lehrt ein anderer Spruch des Danziger Rathauses und ein weiterer: „Ihr, die ihr auf Erden richtet, seid gerecht".

Am Hohen Tore in Danzig finden wir drei lateinische Inschriften, die schon 1688 von einem Danziger verdeutscht und in Reime gegossen wurden. Zwei davon mögen hier Platz finden: „Was zum gemeinen Nutzen geschicht, das ist sehr weislich eingericht". „Nach Wunsche beglückt ist die Stadt, die Friede, Freiheit, Eintracht hat".

In einem Gestühl zu St. Marien standen in alter Schrift die Worte: „Ehre ist das beste Kleid, das man kann erwerben, Gott unser lieber Herre, lasse uns in Ehren sterben."

Ein Danziger Bürger läßt an seinem Hause in der schönen Frauengasse den Spruch anbringen: „So es Gott behagt, besser beneidet als beklagt." Und ruft die Inschrift, die der wackere Kaufmann Peter Pott in sein Kontor hatte schreiben lassen, nicht geradezu in unsere Zeit an unser ganzes Volk?

„Mensch hilf dir selbst. Nur selten, wenn eigene Kräfte dir fehlen, wird, steckt der Karren im Sumpf, dein Nachbar dir Pferde verleihen."

Und weiter: „Die beste Rettung ist: sein eigener Retter sein!"

In dem Artushof lautet ein Distichon in lateinischer Sprache in freier Übersetzung:

„Edle Taten verleihen Geburt und wirken das Leben; selbst nach der Asche verbleibt ewig verlängert ihr Ruf."

So finden wir in dem alten blühenden Danzig Weisheiten, die von der neuen Zeit wieder zu Ehren gebracht werden. Wieder ist das Gemeinwohl über den Eigennutz gestellt und der Kampfruf heißt wieder: „Für Volk und Staat und Gesetz!"

Die bittere Lehre der Zwietracht hat zur Einheit geführt, die Ehre beherrscht unser Tun und wir wissen wieder, daß die beste Rettung ist: „sein eigener Retter zu sein!"

P. A. M.



Bunte Chronik



Ein Jahr lang geschwiegen.

Eine ungewöhnliche Wette ging vor einem Jahr ein bekannter Londoner Arzt ein. Dr. Kensington Treshold verpflichtete sich, ein volles Jahr lang kein Wort zu sprechen. Die Wette ging um 15 000 Mark. Die Partner des Arztes glaubten fest daran, daß sie gewinnen würden, denn sie trauten ihm nicht soviel Willenskraft und Selbstbeherrschung zu. Aber Dr. Treshold hielt mit eiserner Energie durch. Ein ganzes Jahr lang verhandelte er mit seiner Umgebung nur auf schriftlichem Wege oder durch Zeichensprache. Selbstverständlich konnte er unter diesen Umständen seine Praxis nur in beschränktem Umfange ausüben. Es kamen zwar viele Neugierige, die von der seltsamen Wette gehört hatten, und versuchten, ihn zum Reden zu verleiten, aber er fiel nicht darauf herein. Ein großer Teil seiner Patienten erklärte ihn für leicht verrückt und blieb fort. Trotz alledem hatte der Arzt aber die Genugtuung, seine Wette durchzuhalten. Er hat zwölf Monate lang nicht ein einziges Wort gesprochen und konnte nun seine sauer verdienten 15 000 Mark in Empfang nehmen.



Lustige Ecke



Besser ist besser.

„Diese Handschuhe hier kann ich Ihnen sehr empfehlen. Sie sind elegant und äußerst haltbar. Sie tragen Sie sicher bis an Ihr Lebensende."

„Na, dann nehme ich sie."

„Wollen Sie nicht gleich zwei Paar nehmen?"

*

Eva.

„Ist Ihre Frau sparsam?"

„Manchmal, gestern hatte sie ihren 40. Geburtstag, auf ihrem Kuchen waren aber nur 26 Kerzen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg